

Andrea Mara
Alles ihre Schuld

Buch

Marissa, ihr Mann Peter und ihr Sohn Milo wohnen in einer wohlhabenden Gegend von Dublin. In der Nachbarschaft kennt man sich, doch nun kommt ihr vierjähriger Milo in die Schule und soll auch dort möglichst bald Anschluss finden. Daher freut sich Marissa, als sie eine Textnachricht von Jenny erhält, einer der Mütter, die sie beim Schulempfang kennengelernt hatte. Jenny fragt, ob Milo nach der Schule Lust auf ein Playdate mit ihrem Sohn Jacob hätte – und Marissa sagt zu. Aber als Marissa ihren Sohn wie verabredet abholen möchte, öffnet ihr bei der in der Nachricht angegebenen Adresse nicht Jenny, sondern eine Unbekannte. Von Milo hat diese Frau noch nie gehört. Der Junge ist verschwunden. Zuletzt wurde er an der Schule gesehen, wo er laut Augenzeugen von seinem Kindermädchen abgeholt wurde. Doch auch von Milos peruanischem Au-Pair Ana fehlt jede Spur ...

Autorin

Andrea Mara ist eine Nr. 1-Bestsellerautorin der Sunday Times und Irish Times. Vier ihrer Thriller waren auf der Shortlist für die *Irish Crime Novel of the Year Award*. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Dublin, Irland.

Mehr Informationen zur Autorin und ihren Büchern finden Sie unter andreamara.ie

ANDREA MARA

ALLES IHRE SCHULD

THRILLER

*Aus dem Englischen
von Andreas Jäger*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»All Her Fault«
by Bantam Press
an imprint of Transworld Publishers

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2026

Copyright © der Originalausgabe

2021 by Andrea Mara

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

nach einer Vorlage von Penguin Random House UK

unter Verwendung von Bildmaterial von Adobe stock /

I-Wei Huang and Shutterstock / Nature Peaceful

Redaktion: Eva Wagner

AB · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49751-5

www.goldmann-verlag.de

Für Nicola, in Liebe

TEIL 1

NOVEMBER 2018

1

MARISSA

Freitag

Das Haus sah aus wie jedes andere Haus, die Tür wie jede andere Tür. Normal. Irgendwie austauschbar. Nicht das, was Marissa erwartet hatte. Sie klingelte und trat einen Schritt zurück. Was *hatte* sie denn erwartet? Etwas Vornehmeres vielleicht. Jenny hatte beim Schulempfang wie aus dem Ei gepellt ausgesehen, und Marissa wurde bewusst, dass sie sich ein Bild zurechtgelegt hatte, das nicht ganz zu diesem sehr gewöhnlich aussehenden Haus mit der sehr gewöhnlich aussehenden Haustür zu passen schien.

Während sie wartete, ging sie im Kopf ihre ganzen Pläne für das Wochenende durch. Sie würde irgendwann mal im Büro vorbeischauen müssen – es waren nur noch wenige Wochen bis zum Audit, und sie musste sich die Fenelon-Akte noch einmal vornehmen. Dann waren da ihr Tennismatch und der Buchclub – wobei sie das Buch immer noch nicht fertig gelesen hatte.

Schritte. Und ein Schatten hinter dem Glas, als Jenny herbeikam und die Tür öffnete. Aber – es war nicht Jenny. Die Frau war klein, mit einer Masse widerspenstiger brauner Locken und einem Geschirrtuch in der Hand. Vielleicht die Nanny? Allerdings hatte sie wenig Ähnlichkeit mit den Nannys und den Au-pairs, die Marissa jeden Morgen sah, wenn sie Milo an der Schule absetzte.

»Hallo, ich bin Marissa. Ich wollte meinen Sohn Milo abholen«, erklärte sie der Frau.

»Ah, da müssen Sie sich in der Adresse geirrt haben – hier gibt es keinen Milo.«

»Oh!«, erwiderte Marissa, während sie ihr Handy aus der Handtasche fischte. »Entschuldigen Sie bitte, ich will nur rasch nachsehen ...« Sie klickte die Nachricht von Jenny an und las sie laut vor.

»Tudor Grove vierzehn ...« Sie blickte zu der Frau auf. »Verzeihung, welche Nummer ist das hier?«

»Nummer vierzehn – aber hier gibt es keinen Milo. Ich lebe allein.«

Marissa schüttelte den Kopf und sah wieder auf die Nachricht, als ob die sich in diesen wenigen Sekunden irgendwie verändert haben könnte. Sie hielt der Frau das Handy hin.

»Ich bin nicht verrückt geworden, oder? Hier steht doch ›Tudor Grove vierzehn‹?«

Die Frau nickte. »Dann hat man Ihnen wohl die falsche Adresse gegeben. Rufen Sie doch einfach an und fragen Sie nach.«

Sie machte Anstalten, die Tür zu schließen, und das war der Moment, als Marissa den ersten Anflug von Beunruhigung verspürte. Es war das gleiche Gefühl wie letztes Wochenende, als sie Milo auf dem Spielplatz nicht hatte finden können – er war irgendwo, ganz klar, aber sie konnte sich nicht entspannen, solange sie ihn nicht sehen konnte. Was Sekunden später der Fall gewesen war. Aber jetzt konnte sie ihn nicht sehen. Jetzt war er bei Jenny, und die Frau, die nicht Jenny war, wollte schon die Tür schließen.

»Warten Sie! Entschuldigung, aber hätten Sie was dagegen, wenn ich noch hierbleibe, während ich anrufe, für den Fall, dass eine Verwechslung vorliegt?«

Die freundlichen braunen Augen der Frau ließen vermuten, dass sie keine Ahnung hatte, was für eine Verwechslung Marissa meinte,

aber sie ließ die Tür offen. Marissa drückte die Anruftaste neben Jennys Nachricht und wartete auf den Rufton. Doch es kam keiner – nur eine automatische Ansage.

Die gewählte Rufnummer ist unbekannt.

Die Beunruhigung schlug in leichte Panik um.

»Es funktioniert nicht«, sagte Marissa zu der Frau. Ihre Stimme klang rau.

»Kommen Sie rein«, sagte die Frau und zog die Tür ganz auf.
»Wir klären das. Bestimmt irgendeine Störung bei der Telefongesellschaft.«

Sie redete munter weiter, während Marissa ihr in die Küche folgte und dabei weiter versuchte, Jenny anzurufen. Aber die Nachricht war jedes Mal dieselbe.

Die gewählte Rufnummer ist unbekannt.

»Sagen Sie, diese Person, die Sie anzurufen versuchen – wer ist das?«

»Jenny. Eine der Mütter von der Schule. Mein Sohn Milo ist bei einem Playdate mit ihrem Sohn Jacob. Das hier ist die Adresse, die sie mir fürs Abholen geschickt hat.« Sie stieß die Worte in kurzen, atemlosen Schüben hervor.

Marissa zeigte der Frau Jennys Nachricht.

Die Adresse ist Tudor Grove 14 – sollte ich noch nicht von der Arbeit zurück sein, wenn du kommst, ist meine Nanny Carrie mit den Jungs dort.

Die Frau neigte den Kopf zur Seite und schaute verwirrt drein.

»Das ergibt doch keinen Sinn«, fuhr Marissa fort. »Wenn das hier ihre Adresse ist, wieso ist sie dann nicht hier?« Ihr Atem ging immer flacher und schneller. »Wieso ist Milo nicht hier?«

»Und Sie waren vorher noch nie bei ihr zu Hause?«

»Nein, nein – Milo ist erst dieses Jahr eingeschult worden, und das ist sein erstes Playdate mit Jacob.« Sie schluckte, schnappte nach Luft und versuchte ihre Atmung zu beruhigen. »Ich habe Jenny beim Schulempfang kennengelernt, und sie war ganz reizend – ich verstehe einfach nicht, was da los ist. Wie kann sie sich in ihrer eigenen Adresse geirrt haben?«

»Haben Sie die Telefonnummern von anderen Eltern in der Klasse – vielleicht könnten Sie die anrufen und nach der richtigen Adresse fragen?«

Natürlich. Das musste sie machen. Sarah Rayburn hatte bestimmt Jennys Telefonnummer – Sarah kannte die halbe Welt. Es gab sicher eine simple Erklärung. Marissa rief Sarahs Nummer auf und wählte. Sarah hob ab, sie klang verwundert.

»Marissa, wie geht es dir?«, sagte sie in einem Ton, der sagte: *Wieso rufst du mich um halb sechs an einem Freitagnachmittag an?*

»Sarah, hast du die Telefonnummer von Jenny Kennedy? Milo ist bei einem Playdate mit Jacob, aber irgendwie hat Jenny mir die falsche Adresse geschickt, und jetzt weiß ich nicht, wo ich ihn abholen soll!« Marissa lachte, aber es klang hysterisch.

»Marissa, das muss ein Irrtum sein. Hast du vielleicht die Daten durcheinandergebracht?«

»Wie meinst du das?«

»Milo kann nicht bei einem Playdate mit Jacob sein – Jacob ist hier bei uns.«

Jetzt wich alle Kraft aus Marissas Gliedern. Das Handy fiel ihr aus der Hand, sie lehnte sich gegen die Wand und starrte die Frau an.

»Ich weiß nicht, wo mein Sohn ist«, flüsterte sie und sank in der Küche der fremden Frau zu Boden.

2

MARISSA

Freitag

Esther hieß sie – die Frau, der das Haus gehörte, das nicht Jennys Haus war. Marissa hörte mit halbem Ohr, wie sie ihren Namen nannte, als sie das Handy vom Boden aufhob und das Gespräch mit Sarah übernahm.

»Ihre Bekannte ist hier bei mir, sie ist ein bisschen durch den Wind.« Esther sprach ins Telefon, während sie neben Marissa in die Hocke ging. »Also – Sarah, nicht wahr? –, haben Sie vielleicht die richtige Telefonnummer von dieser Jenny?«

Sie ging zum Tisch und klemmte sich das Handy zwischen Schulter und Ohr, um etwas auf der Rückseite eines Briefumschlags zu notieren.

»Wunderbar. Dann rufen wir sie gleich mal an. Und Jennys kleiner Junge ist gerade bei Ihnen? Sind Sie da sicher? Natürlich, ich verstehe. Ja, wir sagen Ihnen Bescheid. Also dann, bye.«

Esther blickte sich zu Marissa um, als sie das Gespräch beendete.

»Soll ich das für Sie machen? Ihre Freundin anrufen?«

Marissa nickte wieder. Nur dass Jenny nicht ihre Freundin war, oder? Sie hatten sich ein einziges Mal gesehen, am Abend des Schulempfangs. Sie hatten sich gleich gut verstanden, nachdem sie festgestellt hatten, dass sie beide das gleiche Kleid trugen – *Entwe-*

der gehen wir uns den ganzen Abend aus dem Weg, oder wir lachen drüber und machen Selfies, hatte Marissa zu Jenny gesagt, einer schüchternen Frau aus Cork, die hinter ihrer ruhigen Fassade ganz nett und lustig zu sein schien. Und als Jenny ihr dann schrieb, um Milo zu einem Playdate einzuladen, musste Marissa nicht lange überlegen. Herrgott noch mal, sie *kannten* sich schließlich – es war ja nicht so, als ob sie ihr Kind zu einer Wildfremden geschickt hätte. Oder? Oder?

Ein seltsamer Ausdruck huschte über Esthers Gesicht, während sie wartete, das Handy am Ohr, den Blick auf Marissa geheftet. Dann veränderte sich ihre Miene.

»Hallo, Jenny? Sie kennen mich nicht, aber ich habe Ihre Freundin Marissa hier. Von der Schule Ihres Sohnes. Ja. Sie dachte, ihr Sohn wäre heute bei Ihnen, aber da scheint es eine Verwechslung zu geben. Ich schalte Sie mal auf Lautsprecher.« Sie legte das Handy auf den Küchentisch.

»Hi, tut mir leid, ich bin gerade auf Dienstreise – in Frankreich«, sagte die Stimme aus dem Telefon. »Ich habe für heute keine Playdates bei mir zu Hause organisiert – Jacob ist bei Sarah Rayburn.«

»Aber du hast mir doch eine Nachricht geschrieben«, sagte Marissa. »Du hast mir geschrieben, um etwas auszumachen.«

»Nein, ich habe keine Nachricht geschrieben ... Ich bin mir nicht sicher, was da schiefgelaufen ist – gibt es vielleicht noch einen anderen Jacob in der Klasse, könnte es daran liegen?«

Esther sah Marissa fragend an – könnte das der Grund für die Verwirrung sein?

Natürlich! Jacob ... Wilcox? Das musste es sein. Gott, wie dumm von ihr, so einen Wirbel zu verursachen. Sie wollte aufstehen, dann hielt sie inne. Das ergab nur dann einen Sinn, wenn die andere Mutter auch Jenny hieß. Und es erklärte immer noch nicht, warum sie ihr eine falsche Adresse genannt hatte.

Marissa stand auf und nahm das Handy vom Tisch.

»Jenny, könntest du mir die Nummer von Jacob Wilcox' Mutter schicken?«

Als die Kontaktdaten Sekunden später eintrafen, starrten Esther und Marissa schweigend auf das Display. Der Name der Mutter war nicht Jenny. Natürlich nicht. Aber es könnte eine Erklärung geben – etwas, das Sinn ergeben würde, wenn sie mit ihr sprachen.

Esther drückte die Anruftaste und stellte wieder auf Lautsprecher. Nach einer gefühlten Ewigkeit meldete sich endlich jemand.

»Hallo? Moment, ich geh schnell mal vor die Tür«, sagte eine blecherne Stimme. »Es ist so laut in der Bar – hallo?«

Esther sah Marissa an. »Hallo, ich bin eine Bekannte von Marissa Irvine – ihr Sohn Milo ist in der Klasse von Ihrem Sohn Jacob, und wir haben uns gefragt, ob Milo heute vielleicht bei Ihnen ist?«

»Nein, Jacob ist bei meiner Schwiegermutter. Tut mir leid, ich bin bei einer Betriebsfeier, man kann kaum sein eigenes Wort verstehen. Wie kommen Sie darauf, dass er bei uns sein könnte?«

»Nur eine Verwechslung – danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben«, sagte Esther und legte auf. Sie sah Marissa an. »Was ist mit Milos Vater – vielleicht hat er ihn ja von der Schule abgeholt und vergessen, Ihnen Bescheid zu sagen?«

Peter. Das könnte es sein. Vorschnelle Erleichterung durchflutete Marissa, als sie die Nummer ihres Mannes wählte.

»Ich weiß, ich weiß – Pizzaabend!«, sagte er, als er den Anruf annahm. »Ich muss nur noch einen letzten Satz Dokumente rausschicken, dann mach ich mich auf den Heimweg. Hat Milo-Maus sein Playdate gefallen?«

»Peter, ist er nicht bei dir?«

»Milo? Nein, ich bin noch im Büro – ist etwas passiert? Warum ist er nicht bei dir?«

»Er war bei einem Playdate, und als ich ihn abholen wollte, war

er nicht da, aber es war das falsche Haus, die Mutter hat mir die falsche Adresse gegeben«, stieß sie hervor – alles in einem einzigen panischen Atemzug.

»Kannst du sie nicht anrufen und dir die richtige Adresse geben lassen?«

»Das hab ich gemacht, aber sie war es nicht.« Sie wusste, wie unsinnig das klang. »Die Frau, die das Playdate mit mir ausgemacht hat, hat sich Jenny genannt, aber es war nicht die Jenny, die ich kenne. Und die Nummer gibt es nicht.«

»Aber du hast doch bestimmt die Mutter angerufen, um das Playdate zu bestätigen?«

»Nein, wir haben alles per Textnachricht ausgemacht.« O Gott, sie hätte anrufen sollen. Wieso hatte sie nicht angerufen?

»Okay, ich fahre gleich los. Wir müssen die Polizei anrufen – kannst du das machen? Und dann ruf alle Eltern aus der Klasse an. Wir sehen uns zu Hause.«

Sie legte auf und wählte den Notruf.

Schließlich ließ sich Marissa von Esther nach Hause fahren, damit sie sich aufs Telefonieren konzentrieren konnte. Sie war sich ohnehin nicht sicher, ob sie überhaupt in der Lage gewesen wäre, selbst zu fahren. Ihre Hände zitterten, wenn sie die Nummern wählte und jedes Mal die gleiche Antwort zu hören bekam – *Nein, hier ist er nicht, kann ich irgendwie helfen, es ist wahrscheinlich nur eine Verwechslung*. Besorgte Stimmen mit einem Unterton von Erleichterung – *Gott sei Dank ist es nicht mein Kind* – in den Abschiedsworten und der Bitte, auf dem Laufenden gehalten zu werden. Als Esther in der Einfahrt hielt, sprang Marissa sofort hinaus, mit einem Mal überzeugt, dass Milo dort sein würde – dass er auf der Türschwelle sitzen würde, nachdem er es irgendwie geschafft hatte, allein von der Schule nach Hause zu gehen. Sie rief seinen Namen,

immer und immer wieder, sah links und rechts neben dem Haus nach und fragte sich, ob er über das Seitentor in den rückwärtigen Garten geklettert sein könnte. Im Haus rannte sie gleich zur Hintertür, schloss mit fahrigen Fingern auf und stürzte hinaus in den Garten, unentwegt seinen Namen rufend. Nichts. Niemand.

Esther war ihr ins Haus gefolgt und stand in der Küche.

»Draußen steht ein Polizeiauto, und zwei Gardaí steigen gerade aus. Sie werden die Sache aufklären, keine Sorge. Setzen Sie sich erst mal hin«, sagte sie und klopfte auf einen Barhocker am Frühstückstresen.

Marissa setzte sich nicht. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und wählte die nächste Nummer, doch es war eine, die sie bereits angerufen hatte. Sie verlor allmählich den Überblick, und dann hatte sie das Ende der Namensliste erreicht. Gab es noch Eltern, die sie nicht in ihrem Handy hatte? Würde Ana das wissen? Moment mal – könnte das alles etwas mit Ana zu tun haben? War sie vielleicht gar nicht verweist?

Es klingelte, obwohl die Haustür offen stand – Marissa konnte die zwei Polizisten auf der Schwelle stehen sehen und winkte sie herein.

»Ich muss Ana anrufen – meine Au-pair«, erklärte sie, ehe die beiden etwas sagen konnten. »Sie wollte übers Wochenende verreisen und hat sich heute freigenommen, aber vielleicht habe ich die Wochenenden verwechselt – vielleicht hat sie Milo abgeholt ...«

Sie wählte Anas Nummer und wartete, während es läutete, das Telefon so fest ans Ohr gedrückt, dass es wehtat. Keine Antwort. Sie versuchte es erneut. Immer noch nichts.

»Mrs Irvine«, sagte eine der beiden Gardaí, eine hellhaarige Frau in den Dreißigern, die einen ernsten, aber nicht unfreundlichen Eindruck machte. »Ich bin Detective Sergeant McConville, und das ist Detective Garda Breen.« Sie deutete mit einem Nicken auf ihren Kollegen, einen hochgewachsenen, mageren jungen Mann mit leicht

gelangweiltem Gesichtsausdruck. »Können Sie uns schildern, was passiert ist?«

Und das tat Marissa, während Esther Tee machte und Breen mit-schrieb. Alle paar Minuten unterbrach sie ihren Bericht, um es noch einmal bei Ana zu versuchen, aber ohne Erfolg. Sie versuchte es mit der Nummer in »Jennys« Textnachricht und reichte der Polizistin das Handy.

»Die Nummer ist angeblich nicht vergeben, aber ich weiß nicht, was das bedeutet.«

Die Polizisten wechselten keine Blicke, dennoch nahm Marissa eine unausgesprochene Verständigung wahr. Was auch immer man davon hielt, eine ungültige Nummer bedeutete nichts Gutes.

»Wie alt ist Ihr Sohn, Mrs Irvine?«

»Er ist erst vier«, antwortete Marissa mit ersterbender Stimme, während sie noch einmal Anas Nummer wählte.

Beim Geräusch eines Schlüssels in der Haustür sprang sie sofort auf und lief in die Diele. Peter kam herein, doch er war allein – kein Milo, der hinter ihm hertapste. Ein Strohhalme nach dem anderen glitt ihr aus den Fingern.

»Peter, wo ist er?«, fragte sie und vergrub ihr Gesicht an seiner Brust. Er schlang die Arme um sie, sein Gesicht in ihren Haaren.

»Es wird alles gut, das verspreche ich dir – wir werden ihn finden. Sind die Polizisten in der Küche?«

Sie nickte und ging mit ihm hinein, um ihn McConville und Breen vorzustellen – und auch Esther, die wahre Bewohnerin von Tudor Grove 14, wie sie ihm erklärte.

Breen, der mit seinen hellblonden Haaren und seinen roten Wangen aussah, als käme er frisch von der Polizeischule, stand in der Ecke und telefonierte. Versuchte er vielleicht herauszufinden, wem »Jennys« Nummer wirklich gehörte? Marissa spitzte die Ohren, aber er murmelte so leise, dass sie nichts verstehen konnte.

»Könnte Ana etwas wissen?«, fragte Peter.

»Ich kann sie nicht erreichen. Sie sollte mit ihrem Freund in Galway sein, aber aus irgendeinem Grund geht sie nicht an ihr Handy.«

Sie starrten einander an, beiden fehlten die Worte.

McConville räusperte sich, der Blick ihrer großen grauen Augen immer noch ernst, aber auch mitfühlend.

»Könnten Sie mir vielleicht ein neueres Foto von Milo überlassen?«

Und da schlug die Wirklichkeit wie ein Mühlstein auf Marissas Brust ein. Es war nicht nur eine Verwechslung. Ihr Sohn galt jetzt offiziell als vermisst.

3

MARISSA

Freitag

Von diesem Moment an ging alles rasend schnell, aber Marissa verfolgte es in Zeitlupe, wie betäubt, während sie die Narbe an ihrem Kinn rieb. Peter setzte sich an den Tisch und scrollte durch sein Handy auf der Suche nach einem Foto von Milo. Esther machte noch mehr Tee. McConville war mit ihrem eigenen Handy beschäftigt und versuchte die Nummer von Milos Lehrer, Mr Williams, herauszufinden. Er würde sich doch bestimmt daran erinnern, wer Milo abgeholt hatte, nicht wahr? Marissa rief sich die Szene bei der Abholung vor Augen – wie der Lehrer über den Schulhof auf die wartenden Eltern zuging und die Erstklässler übergab, ein Kind nach dem anderen. Sie mussten die Hand heben, wenn sie ihre Eltern oder ihr Kindermädchen erblickten – der Lehrer ließ sie nie gehen, ohne sich zu vergewissern, dass sie tatsächlich abgeholt wurden. Aber viele Kinder wurden mal von den Eltern, mal vom Kindermädchen und dann wieder von den Großeltern abgeholt, und wenn ein Kind die Hand hob, würde der Lehrer dann wirklich so genau hinschauen?

Breen betrachtete Milos Foto auf Peters Handy und machte sich Notizen. »Was hat Milo heute an?«

»Seinen Schul-Trainingsanzug. Ach ja, und seine Lieblings-

Regenjacke. Sie ist knallgrün, mit silbernen Dinosauriern drauf. Er liebt diese Jacke.«

»Und hat Milo irgendwelche besonderen Merkmale?«, fragte er.

Hatte er die? Zählte die Sommersprosse auf seinem Fuß oder das Grübchen am Kinn? Die Angst und der Schock überwältigten Marissa aufs Neue, wenn sie an seinen winzigen Fuß dachte, seinen hellblonden Haarschopf.

»Nein, keine«, sagte Peter. »Obwohl seine Haare vielleicht auffallen würden – sie sind ein bisschen länger als bei den meisten anderen Jungen, und sie sind flachsblond. Er ist auch relativ klein für sein Alter.«

»Irgendwelche gesundheitlichen Probleme?«

»Er hat eine Laktoseintoleranz«, flüsterte Marissa, »und er isst keine Meeresfrüchte, weil wir glauben, dass er allergisch sein könnte, aber wir wissen es nicht genau.« Breen sah verwirrt drein. Sie versuchte es noch einmal. »Peter ist allergisch gegen Meeresfrüchte, deshalb haben wir nie welche im Haus – wir wollen Milo irgendwann testen lassen, um ganz sicher zu sein. Er hat einmal komisch auf Paracetamol reagiert, deshalb geben wir ihm das nicht, und er verträgt keine Seife – davon bekommt er Ausschlag.«

Breen bäugte sie skeptisch. Vielleicht glaubte er nicht an Allergien und Intoleranzen.

»Gut. Sonst noch etwas, was an ihm auffällig ist?«

»Er ist ungewöhnlich intelligent für sein Alter. Er ist super mit Zahlen, und er ist ganz besessen von Farben – er redet ständig über die Farben von Dingen, auch von Dingen, die man gar nicht sehen kann, wie Buchstaben oder Zahlen. Das würde vielleicht auffallen, wenn ihn jemand reden hört ...« Marissa verstummte, gehemmt durch Breens hochgezogene Augenbrauen. Das war nicht die Art von Information, die er brauchte – es würde ihnen nicht weiterhelfen.

McConville kam auf sie zu, die Hand über ihr Handy gelegt. »Ich

habe Mr Williams' Nummer gefunden und rufe ihn jetzt an«, erklärte sie.

Peter nahm Marissas Hand.

»Er hätte bestimmt angerufen, wenn niemand gekommen wäre, um Milo abzuholen – in so einem Fall bringen die Lehrer ein Kind nicht einfach nach Hause.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Marissa, ihre Stimme leise und gepresst. Natürlich brachten Lehrer keine Kinder nach Hause. Außer vielleicht in einem Anfall geistiger Umnachtung. Und Mr Williams – ein schmerzbäuchiger älterer Herr mit stets freundlichem Lächeln – schien nicht der Typ dafür zu sein. Aber wie sah ein Mensch aus, der zu Anfällen geistiger Umnachtung neigte?

»Mr Williams? Hier ist Detective Sergeant McConville vom Polizeirevier Blackrock. Ich rufe wegen eines Jungen aus Ihrer Klasse an – erinnern Sie sich, wer Milo Irvine heute von der Schule abgeholt hat?«

Marissa und Peter rutschten gleichzeitig auf ihren Stühlen vor und lauschten gebannt.

»Aha. Sind Sie sicher?«, sagte McConville und schaute zu ihnen herüber. »Und Ihnen ist nichts weiter aufgefallen? Okay, wir müssen vielleicht heute Abend noch einmal mit Ihnen sprechen. Wir rufen an, um uns zu vergewissern, dass Sie zu Hause sind, bevor wir vorbeikommen.«

»Was ist – wer war es?«, fragte Marissa, noch ehe McConville das Gespräch beendet hatte.

»Er sagt, das Kindermädchen hätte Milo abgeholt. Können Sie mir ihre Nummer und ihren vollen Namen geben?«

Erleichterung durchflutete Marissa. »Sie heißt Ana Garcia. Vielleicht wurde das Playdate abgesagt, oder sie hat gemerkt, dass es irgendeine Verwechslung gab. Ich versuche noch mal, sie zu erreichen.«

Marissa wählte die Nummer, aber wieder nahm niemand ab. Sie reichte ihr Handy McConville, die die Nummer auf ihrem eigenen Handy speicherte und dann auf den Flur hinaustrat, um noch einmal im Revier anzurufen.

Peter stand auf und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Aber hat sie nicht eigentlich frei? Ist sie nicht nach Galway gefahren?«

Marissa warf die Hände in die Luft. »Ich weiß es nicht, Peter! Ich tue mein Bestes, um zu verstehen, was da los ist. Sobald wir sie erreichen, werden wir wissen, was passiert ist – das Wichtigste ist, dass sie es war, die ihn abgeholt hat.«

McConville kam zurück in die Küche und sah sie beide abwechselnd an. »Wie lange kennen Sie Ihre Nanny schon?«

»O Gott, was soll das heißen?«, fragte Marissa, während Peter auf einen Stuhl sank.

»Wir müssen nur alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Kennen Sie sie gut?«

»Natürlich!«, rief Marissa. »Sie kümmert sich seit über einem Jahr um Milo, und sie macht das ganz wunderbar.«

»Hat sie hier irgendwelche Verbindungen – etwa Verwandte in Irland?«

»Nein, keine Verwandten, die leben alle in Peru. Aber sie hat einen Freund. Er ist auch Peruaner, und er arbeitet in einem Call-center in der Stadt oder im Gewerbegebiet Sandyford – ich weiß es gerade nicht genau.«

»Wo wohnen die beiden?«

»Sie in einer WG in Dún Laoghaire – sie wohnen nicht zusammen.«

Peter unterbrach sie. »Doch – er ist einer von den Jungs in dieser WG, so haben sie sich kennengelernt.«

Marissa sah ihn an. Wie kam es, dass Ana das nie erwähnt hatte?

Aber sie sprachen nun einmal nicht viel über Anas Privatleben – meistens ging es um Milo und um das, was er den Tag über getan hatte.

»Egal, jedenfalls vertrauen wir ihr voll und ganz. Wenn sie Milo heute abgeholt hat, ist alles gut.«

Breen sah McConville an und schob Marissa ein Notizbuch und einen Stift zu.

»Würden Sie mir bitte ihre Adresse aufschreiben? Dann schicken wir jemanden zu ihr nach Hause, da sie ja immer noch nicht an ihr Telefon geht.«

Marissa nahm den Stift, ihre Hand zitterte.

»Ich weiß ihre Adresse gar nicht ...« Sie sah Peter an. »Weißt du sie? Irgendwo an der Tivoli Road, nicht wahr?«

»Oder ist es oben beim Glenageary-Kreisverkehr? Augenblick ...«, sagte er, »ich müsste ihren Lebenslauf noch irgendwo in meinen E-Mails haben.«

Vier Augenpaare waren in gespanntem Schweigen auf ihn gerichtet, während er auf seinem Handy klickte und scrollte, klickte und scrollte.

»Verdammt«, stieß er nach einer Weile halblaut hervor. Er blickte auf. »Es ist nur die Adresse, die sie hatte, als sie sich auf die Stelle beworben hat – eine Wohnung im Zentrum. Sie ist nach Dún Laoghaire rausgezogen, nachdem wir sie engagiert hatten. Die neue Adresse habe ich offenbar nicht.«

»Kein Problem«, sagte Breen, obwohl es offensichtlich eines war. »Hätten Sie vielleicht den Namen ihres Freundes? Dann versuchen wir ihn ausfindig zu machen.«

»Seb«, antwortete Marissa. »Seb ... Seinen Nachnamen weiß ich nicht. Ich meine, die Leute stellen sich meistens nicht mit Nachnamen vor, oder?« Sie wandte sich an Peter und Esther, als ob sie ihre Bestätigung suchte.

»Ich weiß ihn auch nicht«, sagte Peter. »Ich habe eigentlich nicht so viel mit Ana zu tun – das ist eher Marissas Gebiet.«

Marissa griff nach ihrem Handy und wählte wieder Anas Nummer. »Können Sie sie nicht über GPS orten?«, fragte sie, während es läutete.

McConville nickte. »Solange das Handy noch eingeschaltet ist, ist das ein gutes Zeichen.«

Der Versuch, sie zu beruhigen, hatte nur zur Folge, dass sich ein kalter Knoten in Marissas Magen bildete. Ein gutes Zeichen wofür? Dass ihre Nanny nicht unerklärlicherweise mit ihrem Kind verschwunden war? Sie schüttelte den Kopf. Es ergab einfach keinen Sinn. Ana war so lieb, so gut zu Milo und so *unkompliziert* – sie hatte sich gleich nahtlos eingefügt, nachdem sie sie engagiert hatten. Es musste ein Missverständnis sein.

»Haben Sie ein Foto von Ana?«, fragte McConville.

»Ja, warten Sie ...« Marissa scrollte durch ihr Handy. Ana schickte den ganzen Tag über ständig Fotos – Milo auf dem Spielplatz, Milo im Garten, Milo und Ana lächelnd auf dem Pier von Dún Laoghaire. Sie fand eines von vor ein paar Wochen – Anas langes dunkles Haar glänzte im Sonnenlicht, ihr breites Lächeln, die Sonnenbrille, die ihre tiefbraunen Augen verdeckte. Milo an ihrer Seite – sie hatten die Köpfe zusammengesteckt, sein Lächeln genauso strahlend, sein schulterlanges blondes Haar heller als gewöhnlich in der Sonne. Marissa reichte Breen ihr Handy.

Das war surreal. Erst vor einer Stunde hatte sie sich auf den Weg gemacht, um ihren Sohn von einem Playdate abzuholen, und jetzt fragte die Polizei nach Fotos von ihrer Nanny.

»Danke. Ich übertrage es auf mein Handy, und dann schicken wir es aufs Revier.«

McConvilles Handy klingelte, und sie stand auf, um den Anruf im Flur anzunehmen. Marissa erhob sich ebenfalls.

»Wir müssen raus und nach ihnen suchen.«

Breen schüttelte den Kopf. »Sie müssen hierbleiben, für den Fall, dass Ana auftaucht, und außerdem müssen wir alles noch einmal mit Ihnen durchgehen und so viele Details wie möglich zusammentragen. Die Kollegen haben schon eine Suchaktion gestartet. Sie sind hier viel besser aufgehoben.«

Und jetzt kamen die Tränen. Die panischen, abgehackten Schluchzer, die sie seit einer Stunde unterdrückte. Peter stand auf und schlang die Arme um sie.

»Es wird alles gut. Ana liebt Milo abgöttisch, das hast du selbst gesagt. Sie wird jeden Moment wieder da sein und sich Vorwürfe machen wegen der ganzen Aufregung, die sie verursacht hat. Und dann wirst du dir Vorwürfe machen, weil du an ihr gezweifelt hast, habe ich recht?« Er beugte sich zurück und nahm ihr Kinn in die Hand, während er sich ein Lächeln abrang. »Und jetzt lass uns noch mal die ganzen Eltern anrufen. Vielleicht hat jemand von ihnen heute beim Abholen mit Ana gesprochen.«

Marissa nickte und setzte sich wieder hin.

»Haben Sie die Nummern von allen Eltern?«, fragte Breen.

»Ja, ich habe irgendwo eine E-Mail mit einer Excel-Tabelle ...« Marissa suchte in ihrem Handy, bis sie die Tabelle gefunden hatte. »Es sind etwa zwanzig auf dieser Liste – und dann waren da noch ein paar, die sich nicht eingetragen haben.«

»Okay, teilen wir sie unter uns auf und fangen gleich an«, sagte Peter und beugte sich über ihre Schulter.

Breen nickte. Ob er es tat, weil er wirklich glaubte, dass es etwas brachte, oder ob es ihm nur darum ging, dass sie etwas zu tun hatten – Marissa war es gleich, sie konnte jedenfalls nicht nur herum sitzen und warten.

»Ich helfe Ihnen«, sagte Esther und zückte ihr eigenes Handy. Und während die Polizisten draußen auf und ab gingen und mit

dem Revier telefonierten, saßen sie zu dritt am Tisch, Marissa, Peter und Esther, und riefen sämtliche Eltern der ersten Grundschulklasse an der Kerryglen National School an, um zu fragen, ob irgendjemand Milo Irvine gesehen hatte.

4

JENNY

Freitag

Jenny betrachtete sich mit kritischer Miene im Spiegel, begutachtete das schwarze Kleid, die High Heels und den roten Lippenstift. War das alles ein bisschen übertrieben? Sie war sich nie sicher, wie schick man sich für diese Arbeitsessen machen musste. Sie drehte sich zur Seite. Die Träger waren ein bisschen dünn. Sie zog einen Blazer an. Schon besser. Jedenfalls besser für ein Arbeitsessen. Hätte sie sich vor diesem Abend in Nantes auch so viele Gedanken gemacht, oder wenn Mark nicht dabei gewesen wäre? Wie aufs Stichwort piepste ihr Handy. Mark. Sie setzte ihre Brille auf.

Ein paar Leute vom Londoner Büro treffen sich vor dem Essen auf einen Drink – eine irische Kneipe ganz in der Nähe der Champs Elysées (schreibt man das so?), nicht weit vom Restaurant. Bist du dabei?

Sie tippte eine Antwort.

Ich muss mich noch kurz zu Hause melden – wir sehen uns im Restaurant. Dann änderte sie die Nachricht ein bisschen ab.

Wir sehen uns alle im Restaurant.

Jedes kleine Wort konnte bedeutsam sein und jeder falsche Eindruck auch. Oder auch nicht. Vielleicht machte sie sich wieder mal zu viele Gedanken.

Sie sah auf die Uhr – kurz vor sieben, also gleich sechs Uhr zu Hause. Richie müsste Jacob schon abgeholt haben. Sie wählte seine Nummer und wickelte sich eine Haarsträhne um den Finger, während sie wartete. Plötzlich hatte sie das dringende Bedürfnis, mit Jacob zu sprechen.

»Hi.« Richie klang alles andere als begeistert über ihren Anruf. Wie war es dazu gekommen, zu dieser Distanz zwischen ihnen? Sie schob den Gedanken beiseite. Ein Streit am Telefon ging nie gut aus.

»Hallo. Ich bin auf dem Sprung zu unserem Arbeitsessen. Wieder mal einen Abend lang vergebliche Versuche, interessanten Smalltalk über Investmentbanking zu machen – wieso gibt es für so was keine Schulungen?« Sie lachte künstlich und schämte sich insgeheim, dass sie nicht einmal mehr mit ihrem eigenen Mann Smalltalk machen konnte. »Aber egal, ich wollte euch bloß kurz Hallo sagen – was macht Jacob?«

»Ich habe ihn noch nicht abgeholt – ich fahre jetzt gleich los.«

»Oh, Richie! Bei Playdates werden die Kinder normalerweise um fünf abgeholt!«

»Ihm geht's gut – er ist wahrscheinlich überglücklich, einen Spielkameraden zu haben.«

Da war er, der Seitenhieb. Als ob mit einem zweiten Kind plötzlich alles wieder im Lot wäre.

»Kannst du ihn jetzt gleich abholen, und ich schreibe Sarah eine Nachricht, dass du unterwegs bist? Sie fragt sich bestimmt schon, wo du bleibst.«

»Entspann dich. Du bist diejenige, die sich alle diese Regeln ausdenkt – andere Leute machen sich keinen Kopf wegen jeder Kleinigkeit.«

Sie biss sich auf die Lippe. Richie machte sich offenbar nicht klar, dass es schon schwer genug war, die Außenseiterin an einer Schule zu sein, wo alle Eltern sich zu kennen schienen – da musste man die Leute nicht auch noch verärgern, indem man sein Kind zu spät abholte.

»Kannst du mich noch mal anrufen, wenn ihr nach Hause kommt? Es ist nur ... da war diese merkwürdige Sache vorhin. Marissa Irvine dachte, ihr Sohn wäre bei uns, zu einem Playdate mit Jacob. Ich bin sicher, dass sich inzwischen alles geklärt hat, aber ich muss immer wieder daran denken – ich kann mir vorstellen, wie es ist, wenn du nicht weißt, wo dein Kind ist. Verstehst du?«

Schweigen. Dann das Geräusch der Haustür und das Klirren von Schlüsseln.

»Richie? Bist du noch da?«

»Ja, ich steig gerade ins Auto. Ich ruf dich an, wenn wir zurück sind.«

Er legte auf, und sie setzte sich ans Fußende des Hotelbetts und starrte ihr Handy an. Einem Impuls folgend suchte sie Sarah Rayburns Nummer heraus und drückte auf Anrufen.

»Hi, ich bin's, Jenny. Entschuldige bitte, dass Jacob immer noch bei euch ist – ich bin auf Dienstreise, aber ich habe eben mit Richie gesprochen, und er ist unterwegs.«

»Kein Problem. Die zwei sitzen friedlich vor dem Fernseher. Ich würde ihn ja normalerweise bei einem Playdate gar nicht einschalten, aber ich musste meine Jüngste nach oben bringen – es war weit nach ihrer Badezeit.«

Verdammt. »O Gott, das tut mir leid. Richie wird jeden Moment da sein.«

»Ist schon in Ordnung, mach dir keine Gedanken. Jetzt sollte ich ihr besser den Pyjama anziehen ...«

»Hör mal, eine Sache noch. Ich hatte vorhin einen merkwürdigen

Anruf von Marissa Irvine – sie dachte, Milo wäre bei mir. Sie sagte, sie hätte auch dich angerufen.«

»Ich *weiß* – komische Geschichte!« Sarah schien plötzlich viel mehr zum Plaudern aufgelegt. »Sie hat nach deiner Nummer gefragt, und als ich ihr sagte, dass Jacob hier ist, wäre sie fast *gestorben*. Dann war es auf einmal ganz still – ich glaube, ich habe es noch nie erlebt, dass es Marissa Irvine die Sprache verschlägt. Sie ist sonst immer so – wie soll ich sagen – so *souverän*.«

»Ja, stimmt ...«, erwiderte Jenny, die sich fragte, was das mit der Sache zu tun hatte. »Weißt du, ob es sich inzwischen geklärt hat – haben sie herausgefunden, wo Milo steckt?«

»Ich glaube nicht. Ich hatte gerade noch einen Anruf von Peter, dem Ehemann – sie rufen jetzt alle Eltern in der Klasse an und fragen, ob jemand gesehen hat, wer ihn abgeholt hat. Kannst du dir das *vorstellen*?«

Das konnte Jenny nicht. Einmal hatte sie Jacob am Strand aus den Augen verloren, und sie konnte sich immer noch an das Gefühl der Panik erinnern, als sie nach ihm gesucht hatte. Es konnten nicht mehr als zwei Minuten gewesen sein, aber sie hatte es nie vergessen.

»Mein Gott, wie furchtbar.«

»Ja, und gerade, wo Marissa doch so *superstolz* auf Milo ist – du weißt doch, wie sie immer damit angibt, dass er so begabt und was Besonderes ist.«

Jenny war Marissa erst einmal begegnet, und sie war sich nicht sicher, ob das stimmte. Aber so oder so schien es nicht der rechte Zeitpunkt für versteckte Spitzen zu sein.

»Na ja, ich denke, er ist nun mal ihr einziges Kind ...«, sagte sie.

»Das ist es. Der kostbare Erstgeborene über alles. Ist schwer, ein Einzelkind nicht zu verwöhnen. Ups, sorry, nichts für ungut – ich bin sicher, dass *du* Jacob nicht verwöhnst! Jedenfalls, als Peter anrief, wollte er wissen, ob ich ihr Kindermädchen Ana beim Abho-

len gesehen hätte. Angeblich können sie sie nicht erreichen. Klingt ein bisschen dubios, nicht wahr? Sie sollte eigentlich heute Nachmittag freihaben, aber jetzt denken sie, dass sie wohl doch an der Schule war.« Sarah gab dem letzten Satz eine bedeutungsschwere Betonung.

»Ich nehme an, sie versuchen nur herauszufinden, wie das alles zusammenpasst. Carrie – unser Kindermädchen – ist auch einmal an ihrem freien Tag zum Abholen gekommen, da hatte sie bloß die Daten verwechselt. So was kommt schon mal vor.«

»Hmm, mir scheint, da steckt mehr dahinter. Das gibt einem schon zu denken, oder?«

»Ja ...«, sagte Jenny, obwohl sie keine Ahnung hatte, wovon Sarah redete.

»Ich weiß, es ist nicht politisch korrekt«, fuhr Sarah fort, »aber ich weiß nicht, ob ich eine ausländische Nanny engagieren würde. Die werden da drüben so ganz anders erzogen, nicht wahr?«

»Ist das so?«

»Na ja, was wissen wir schon, wie jemand aus Peru denkt? Ich könnte jedenfalls niemanden aus einer völlig anderen Kultur engagieren.«

Jenny blinzelte ungläubig und überlegte, was sie darauf erwidern könnte. Später würden ihr wie üblich etliche perfekte Entgegnungen einfallen, aber in diesem Moment fehlten ihr die Worte.

Sarah füllte die Lücke. »Für jemanden wie dich klingt das bestimmt völlig übertrieben, aber so ist es nun mal hier.«

Jetzt war Jenny einfach nur baff. »Jemand wie ich?«

»Jemand aus der Provinz, meine ich. Auf dem Land kennt doch bestimmt jeder jeden, niemand schließt seine Haustür ab, und niemand hat überhaupt eine Nanny. In Dublin ist das anders. Besonders in Kerryglan.«

Jenny machte große Augen. »Aber ich bin aus Cork, und ich lebe

seit fünfzehn Jahren in Dublin. Ich habe nie auf dem Land gewohnt. Und selbst...«

Sarah fiel ihr ins Wort. »Wie dem auch sei, der Punkt ist: Ob nun mit der Nanny irgendwas faul ist oder nicht, Milo ist jedenfalls noch nicht wiederaufgetaucht.«

»O Gott, die arme Marissa. Ich will sie jetzt nicht belästigen, aber vielleicht könntest du mir eine Nachricht schreiben, wenn sie ihn finden? Nur damit ich weiß, dass er okay ist.«

»Natürlich«, antwortete Sarah, während im Hintergrund Kinderquengeln zu hören war. »Und jetzt klingelt es an der Tür, das wird dein Göttergatte sein. Ich mach dann besser mal Schluss.«

Sie verabschiedeten sich rasch, und Jenny blieb in der Stille ihres Hotelzimmers zurück, mit dem seltsamen Gefühl, vom Geschehen ausgeschlossen zu sein. Wenigstens war Richie jetzt dort, und Jacob ging es gut. Aber ging es *ihr* gut? Ging es Richie gut? Das war alles andere als klar.

5

MARISSA

Freitag

Marissas Hand schmerzte, so lange hielt sie das Handy schon ans Ohr gepresst, und jedes Mal hatte sie gebetet, dass es beim nächsten Anruf anders sein würde, dass sie statt *Nein, tut mir leid, ich habe ihn nicht gesehen* hören würde: *Ja! Er ist wohlauf*. Aber niemand sagte ihr das. Sie hörte Besorgnis und Neugier und Mitgefühl, und ein- oder zweimal schwang noch etwas anderes mit: die heimliche Vorfreude auf ein Drama an einem ansonsten eher tristen Novemberabend. Alle paar Minuten versuchte sie es wieder bei Ana, aber immer noch ohne Erfolg.

Esther machte noch mehr Tee, den niemand wollte, den aber trotzdem alle tranken, und Peter schlug halbherzig vor, dass sie doch nach Hause fahren sollte. »Auf keinen Fall«, erwiderte sie. Sie habe heute Abend nichts vor, und sie könne nicht gehen, solange sie nicht wisse, dass der Junge in Sicherheit war.

Detective Sergeant McConville war wieder draußen auf dem Flur, wo sie halblaut in ihr Telefon sprach, und als sie zurückkam, verriet ihre Miene, dass sich etwas getan hatte.

»Was gibt es?«, fragte Marissa und stand auf.

»Leider nichts Neues von Milo, aber wir haben Ana Garcias Adresse ermittelt und mit ihren Mitbewohnern gesprochen. Keiner

von ihnen hat sie heute gesehen – sie hat noch geschlafen, als sie heute Morgen das Haus verließen –, aber wir haben uns von ihnen die Nummer ihres Freundes geben lassen, und wir versuchen jetzt, ihn zu erreichen. Sein Handy ist ausgeschaltet, aber wir bleiben dran. Einer der Mitbewohner sagte, er glaubte, dass Ana vorhatte, heute Nachmittag gegen drei Uhr in die Stadt zu fahren, um sich mit ihrem Freund an seinem Arbeitsplatz zu treffen und dann den Zug nach Galway zu nehmen.«

»Die Schule ist um zwanzig nach zwei aus. Also hat sie Milo vielleicht abgeholt und ist gleich danach in die Stadt gefahren«, mutmaßte Marissa. »Aber warum um alles in der Welt sollte sie ihn nach Galway mitnehmen?«

Vier ratlose Gesichter sahen sie an. Das ergab alles keinen Sinn.

»Ich brauche frische Luft«, flüsterte Marissa. Sie ging zur Fenstertür und öffnete einen Flügel. »Ich versuche es weiter bei Ana.«

Draußen stand sie eine Weile nur da und atmete die kühle Abendluft ein. Milo musste bei Ana sein. Das war die einzig logische Erklärung. Mr Williams hatte gesagt, dass sie ihn abgeholt hätte. Vielleicht hatte Ana ihr und Peter gesagt, dass sie Milo nach Galway mitnehmen wollte, und sie hatten es irgendwie nicht registriert – eine dieser Unterhaltungen am Ende eines langen Tages, bei denen man nicht mehr so genau hinhört. Sie rief die Nummer erneut an und wünschte sich inständig, endlich Anas Stimme zu hören.

Doch was sie hörte, war etwas anderes.

Es kam vom hinteren Ende des Gartens, irgendwo bei der riesigen Eiche, an der die Schaukel hing.

Sie lief über den dunklen Rasen, ihr Handy immer noch ans Ohr gedrückt, geradewegs auf den Baum zu, den Blick auf das Astloch geheftet, das Ana schon einmal zu diesem Zweck benutzt hatte, wenn sie Milo auf der Schaukel anschubste.

Und da war es – ein Licht in der Dunkelheit, der Klingelton so

laut, dass sie nicht begriff, wie sie es bis jetzt hatte überhören können.

Anas Handy.

Zurück in der Küche, atemlos und am ganzen Leib zitternd, drückte Marissa es McConville in die Hand.

»Das ist Anas Handy. Deswegen ist sie nicht drangegangen – sie hat es gar nicht mitgenommen. Es ist nicht das erste Mal, dass sie es vergessen hat – ich hätte daran denken sollen! Aber es ist doch bestimmt ein gutes Zeichen, dass ihr Handy hier ist – es ist nicht so, dass sie unsere Anrufe ignoriert, sie *konnte* einfach nicht drangehen. Nicht wahr?«

Peter nickte, doch sein Blick sagte etwas anderes.

»Was ist?«

»Nichts. Ich würde vorschlagen, dass wir noch mal alles zusammentragen, was wir über Ana wissen – und vielleicht können wir herausfinden, wo in Galway sie übernachtet.«

McConville ging mit Anas Handy hinaus, während Breen eine neue Seite in seinem Notizbuch aufschlug und mit gezücktem Stift wartete. Marissa sank auf einen Stuhl. Peter hatte recht. Sie hatten den Polizisten schon alles gesagt, was sie über Ana wussten, aber es konnte nicht schaden, es noch einmal durchzugehen. Und sie hatten bereits alle Eltern angerufen.

»Okay«, sagte Breen, »können Sie mir Anas üblichen Tagesablauf schildern?«

»Sie holt Milo um zwanzig nach zwei ab und bringt ihn her, macht Hausaufgaben mit ihm und spielt danach im Garten mit ihm oder nimmt ihn mit auf den Spielplatz, wenn es nicht zu kalt ist. Sie macht ihm Abendessen und hat ihn bettfertig, wenn wir nach Hause kommen. Dann fährt sie mit dem Bus nach Hause. Das ist alles. Es ist wohl keine große Hilfe ... Es tut mir leid.«

»Jede Information ist nützlich. Was macht sie, bevor sie zu Ihnen kommt?«

Marissa sah Breen an, dann drehte sie sich zu Peter um. Er hob nur die Schultern.

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete Marissa und wandte sich wieder Breen zu. »Wir plaudern ein wenig, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, aber da geht es immer um Milos Tag. Ana redet nicht viel über das, was sie den Rest des Tages macht, und ich frage sie nicht danach.« Marissa rutschte auf ihrem Stuhl hin und her.

Breen schwieg.

»Na, das ist doch wohl selbstverständlich«, warf Esther ein, um das peinliche Schweigen zu beenden. »Sie ist Ihre Angestellte, und Sie wollen nicht in ihrem Privatleben schnüffeln.«

»Genau«, bestätigte Marissa und sah Esther an. »Ich meine, sie ist hier, um auf Milo aufzupassen, also drehen sich unsere Gespräche hauptsächlich um ihn.«

»Haben Sie sich Referenzen besorgt, ehe Sie sie engagiert haben?«, fragte Breen und zog die Augenbrauen hoch.

»Natürlich! Mein Gott, wir würden doch kaum jemanden als Kindermädchen für unseren Sohn einstellen, ohne die Referenzen zu prüfen. Sie hat in Peru in einer Schule gearbeitet, bevor sie nach Irland kam, und die hat ihr ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Wir haben sie über eine Nanny-Agentur engagiert, also ist sie von denen schon auf Herz und Nieren durchleuchtet worden. Aber wir haben trotzdem ihre Referenzen geprüft.«

Breen notierte etwas und hob den Blick. Mit seinen hellblauen Augen musterte er sie eingehend. Kritisch?

»Haben Sie mit der Schule gesprochen?«

»Aber ja doch. Die haben uns gesagt, sie sei hervorragend in ihrem Job.«

»Wo hatten Sie die Nummer her?«

»Von dem schriftlichen Zeugnis.«

»Das sie Ihnen gegeben hatte? Haben Sie die Nummer überprüft?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, ob Sie im Internet nachgesehen haben, um sicherzustellen, dass die Nummer auf dem Zeugnis die richtige ist? Woher wollen Sie wissen, dass Sie mit jemandem in einer Schule gesprochen haben und nicht mit einer Freundin von Ana drüben in Peru?«

Marissas Mund war plötzlich ganz trocken. Sie versuchte sich krampfhaft an das Gespräch mit der Schule zu erinnern – es war eine Frau gewesen, der Stimme nach nicht mehr ganz jung, mit tadellosem Englisch. Marissa hatte viele Fragen gestellt, und die Frau hatte sie alle geduldig beantwortet. Und als Marissa dann keine Fragen mehr eingefallen waren, hatte die Frau noch zusätzliche Informationen geliefert: Ana sei Nichtraucherin, trinke keinen Alkohol, und sie sei eine der zuverlässigsten Mitarbeiterinnen, die sie je gehabt hatte – niemals zu spät, niemals krank. Das war Musik in Marissas Ohren – alle sagten immer, dass das größte Problem mit Nannys und Au-pairs die Krankheitstage seien. Was macht man, wenn sie nicht zur Arbeit erscheinen? Aber Marissa wollte, dass Milo bei sich zu Hause betreut wurde, wo er seine eigenen Spielsachen hatte, und diese junge Peruanerin, die nie krank war, schien zu gut, um sie abzulehnen. Jetzt fragte sie sich allerdings: War sie vielleicht zu gut, um wahr zu sein?

6

JENNY

Freitag

Jenny zappte sich in dem riesigen Fernseher durch die französischen Sender und sah auf die Uhr: eine halbe Stunde, seit Richie Jacob abgeholt hatte, und immer noch kein Anruf. Sie wollte nicht telefonieren, während er am Steuer saß, aber inzwischen waren sie doch bestimmt zu Hause? Wahrscheinlich hatte er es einfach vergessen.

Beim zweiten Versuch, ihn per Videocall zu erreichen, ging Richie ran. Sein Gesicht war blass und teigig im grellen Küchenlicht, seine Augen hinter der Brille müde.

»Sorry, wollte dich schon eher anrufen, aber ich mache ihm gerade Abendessen.«

»Kein Problem. Ich glaube aber, er hat schon bei Sarah gegessen.«

»Ja, sie hat gesagt, dass du angerufen hast. War wirklich nicht nötig, deswegen die Pferde scheu zu machen – jetzt sieht es so aus, als ob ich vergessen hätte, ihn abzuholen.«

»Oh nein, ich habe sie nicht deswegen angerufen!«, entgegnete Jenny, während sie mit ihren Haaren spielte. »Sondern wegen dieses vermissten Jungen. Ich wollte wissen, ob es etwas Neues gibt. Stell dir bloß mal vor, es wäre Jacob!«

Richies Miene wurde sanfter. »Ich weiß. Ein Albtraum.«

»Hat sich denn etwas getan?«

»Ich habe nichts gehört, aber ich habe auf Social Media darüber gelesen – die Polizei hat einen Aufruf veröffentlicht, mit einem Foto von Milo und einem von seiner Nanny. Angeblich hat sie ihn von der Schule abgeholt.«

»Weiß Jacob davon?«

»Nein. Aber ich denke, sie werden es alle am Montag in der Schule erfahren.«

O Gott – die Vorstellung, dass Milo am Montag immer noch nicht wiederaufgetaucht wäre. Jenny schauderte.

»Aber jetzt erzähl doch mal, wie geht's Jacob? Sagst du ihm doch bitte, wenn wir uns morgen sehen, bauen wir zusammen das neue Ninjago-LEGO?«

»Das ist schon fertig«, sagte Richie. »Carrie hat es vor ein paar Tagen mit ihm gemacht.«

»Oh! Und ich hatte mich darauf gefreut, es mit ihm zu machen. Wie schade.«

»Na ja, Carrie war hier, und er wollte es machen – es ist ein bisschen unfair, ihn dafür zu bestrafen, dass du arbeiten musst.«

Ihn zu bestrafen? Wo kam das denn jetzt her? Richie verbrachte wirklich zu viel Zeit damit, seiner Mutter zuzuhören.

»Nein, so meine ich das natürlich nicht. Es ist super, dass Carrie es mit ihm gemacht hat. Und jetzt gib ihn mir doch mal kurz, ja?«

Drei Minuten und ein einseitiges Gespräch später (»Und was hast du heute in der Schule gemacht?« – »Was hast du auf dem Pausenhof gespielt?«) nahm Richie das Telefon wieder an sich.

»Wir sehen uns dann gegen Mittag«, sagte sie. »Ich nehme ein Taxi vom Flughafen.«

»Okay. Wir sind zum Brunch bei Mum und vielleicht noch nicht wieder zurück, wenn du kommst.«

Sie unterdrückte ein Seufzen und sagte stattdessen betont munter: »Okay, prima, viel Spaß euch beiden! Hab euch lieb.«